

Menschen mit Fluchtgeschichte – neue Vielfalt im Quartier gestalten

Die Ankunft schutzsuchender Menschen hat seit dem „Sommer der Flucht“ 2015 die Frage nach dem Zusammenleben in der Gesellschaft dynamisiert. Der Zuzug beziehungsweise die Zuweisung von Flüchtlingen in alle Kommunen lässt die Begegnung mit geflüchteten Männern, Frauen und Kindern inzwischen flächendeckend zum lebensweltlichen Erfahrungsbereich in Nachbarschaften werden. Wie alle new comer vervielfältigen Menschen mit Fluchtbiografie die Lebensstile und -muster im jeweiligen Quartier sowie in der pluralen Gesellschaft insgesamt. Dass sich mit jeder sichtbaren Vervielfältigung auch Wahrnehmungen und Deutungen mehren, bedeutet eine erhebliche Steigerung von Komplexität. Diese wird unterschiedlich erlebt: als Bereicherung durch Vielfalt einerseits und andererseits als Herausforderung im Umgang mit Mehrdeutigkeiten und Widersprüchen bis hin zu Stigmatisierung, Diskriminierung und Ausgrenzung der „Anderen“.

Vor dem Hintergrund steigender Flüchtlingszahlen hat die Evangelische Landeskirche in Württemberg seit 2014 in mehreren Maßnahmenpaketen finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt - für die Unterstützung von Kirchengemeinden bei der Begleitung und Integration von Geflüchteten, für spezielle Maßnahmen wie die Aufstockung der Kapazitäten ihrer Psychosozialer Zentren zur Versorgung traumatisierter Flüchtlinge sowie für Hilfen in den Herkunfts- und Transitregionen.

Der Schwerpunkt der Maßnahmen in Württemberg liegt auf der Ebene von Kirchengemeinden und Kirchenbezirken und damit auf einer sozialräumlichen und quartierbezogenen Orientierung. Eingerichtet wurden sogenannte „Koordinierungsstellen“ für die Begleitung, Unterstützung und Qualifizierung evangelischer Flüchtlingsarbeit in jedem Kirchenbezirk. Ein Fonds „Kleinprojekte für und mit Flüchtlingen“ bietet unbürokratisch und niedrigschwellig Aktions- und Innovationsmöglichkeiten und schafft Erprobungsräume. Das aktuelle Maßnahmenpaket „Von der Willkommenskultur zur Teilhabe“ zeigt mit seinem Titel programmatisch die inhaltliche Weiterentwicklung der letzten Jahre an.

Insbesondere der Fonds, auf den hier fokussiert werden soll, hat sich über die Jahre als ein brillantes Okular zur Beobachtung von Entwicklungen und Zielverschiebungen erwiesen. Die Anträge an den Fonds kommen von haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden der Flüchtlingsarbeit sowie aus weiteren diakonischen Handlungsfeldern. Er wachsen aus der Nähe zu den Menschen und ihrem Ausgangspunkt vor Ort kommt den beantragten Vorhaben bzw. dem Fonds als solchem die Funktion eines Sensoriums für die Bedarfe in den Quartieren sowie eine grundlegend seismografische Funktion zu, die Tendenzen frühzeitig erkennen lässt.

Diese lassen sich in folgenden Bewegungen beschreiben:

- vom „für“ zum „mit“
- von der Defizit- zur Ressourcenorientierung
- von der Zielgruppe zum Sozialraum/Quartier
- von der Adressierung von Maßnahmen zur Beteiligung
- von der Objekt- zur Subjektorientierung
- von der Einzelinitiative zum Netzwerk

Hinter diesen plakativen Formulierungen stehen neu definierte Haltungen, die implizit auch von einer Veränderung im Selbstverständnis der seither klassischerweise „Hel-

fenden“ Zeugnis geben. Ressourcen- und Gemeinwesenorientierung, Nachhaltigkeit durch Empowerment und insgesamt ein Denken, das Menschen nicht in erster Linie als Adressat von (pädagogischen) Einzelmaßnahmen, sondern als Teil eines sozialen Zusammenhangs versteht, kennzeichnen die veränderten Haltungen. Kirche und Diakonie – und ihre Mitarbeitenden – verstehen sich hier dezidiert als Teil der Lebenswelt und als Teil von Netzwerken. Dieses eher systemisch orientierte Selbstverständnis von Kirche und Diakonie stellt in vieler Hinsicht eine Herausforderung für bestehende Strukturen dar, zumal hiervon auch Parameter wie Status und Macht beziehungsweise Machtteilgabe betroffen sind. Diese neu interpretierten Haltungen und ein verändertes Denken haben Auswirkungen auf die Wahl von Arbeitsformen. Deutlich wird hier ein reziproker Verweisungszusammenhang von Haltungen und Wahl der Arbeitsformate, die sich wechselseitig konstituieren.

Bevor im Folgenden exemplarisch zwei Projekte/Arbeitsformate im Gemeinwesen, die durch den Fonds gefördert wurden, vorgestellt und aus dem Blickwinkel der Praxis diskutiert werden, soll an dieser Stelle eine kurze Erläuterung zur Vielschichtigkeit des hier in mehreren Facetten erscheinenden Kirchen- und Kirchengemeindebegriffs eingefügt werden. Im weitesten Sinn kann unter „Kirche“ als Kirche Jesu Christi ein christliches Dasein in der Welt und für die Welt verstanden werden, ebenso Kirche als geistliche und soziale Gemeinschaft wie auch als Institution und Organisation und weiter Kirche als Pool haupt- wie ehrenamtlich Engagierter mit immateriellen wie materiellen Ressourcen wie zum Beispiel Gebäude und Finanzen. Im Hinblick auf den hier interessierenden sozialen Raum ist die Kirche sozusagen Raum im Raum und trägt mit allen ihren Dimensionen zur Gestaltung desselben bei. Aus der Perspektive der Disziplinen Soziologie, Sozial- und Kulturwissenschaften stellt die Dimension Raum über dessen physische Materialität hinaus immer auch eine symbolische Größe und ein sozialkulturelles Phänomen dar. Exemplarisch lässt sich an den Zuzugsräumen von Flüchtlingen die sozialkulturelle Chiffrierung besonders eindrücklich zeigen: sie sind Schauplatz des Ausdrucks unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Haltungen, eine Arena von Interessen, Orte der Verhandlung transkultureller Lebenswelten und bestenfalls kulturelle Performanzfläche für eine Neugestaltung von Gesellschaft schlechthin. Unter dem Aspekt der wechselseitigen Konstruktion und Produktion von Raum etwa im Sinne Henri Lefebvres tragen Kirche und Diakonie mit ihrem (sozialen) Handeln somit auch bei zur Entstehung von Raum als sozialem Produkt und sozialer Praxis.

Die beiden hier vorgestellten Projekte sind in gewisser Weise unabhängig von ihrem Entstehungsort zu betrachten und könnten überall im Land stattfinden. In ihrer lebensweltlichen Normalität liegt ihre besondere Qualität.

A Interkultureller Garten

Das Konzept der Interkulturellen Gärten ist nicht neu, hat aber im Kontext der Fluchtmigration vielerorts neue Impulse erhalten. Gartenfreunde und Gartenfreundinnen aus den aktuellen Herkunftsländern Geflüchteter, Menschen mit Flucht- und Migrationsgeschichte aus früheren Migrationsphasen sowie Binnenzugezogene und Altingesessene bewirtschaften neben- und miteinander einen Garten oder eine Gartenanlage. In nachbarschaftlichen „Gartengesprächen“ werden soziale Kontakte geschlossen, Familien- und Lebensgeschichten erzählt, tagespolitische Debatten geführt und gemeinsame Initiativen verabredet. Begegnung, interkulturelle Kompetenz, Sprachfähigkeit und insgesamt die Auseinandersetzung mit Neuem werden damit

implizit und ohne Pädagogisierung gefördert. Zugleich können Menschen mit geringem Einkommen und Menschen ohne eigenen Garten ihre Ernährung mit saisonalem Obst und Gemüse ergänzen.

Diese hier nur skizzierten Aspekte führen bereits in politische Dimensionen wie Verteilungs- und soziale Gerechtigkeit, Inklusion, Teilhabe etc., die unten noch weiter entfaltet werden.

Bestechend am Konzept der Interkulturellen Gärten ist seine konsequent lebensweltliche Orientierung. Damit folgt der Interkulturelle Garten einem Grundprinzip von Quartiersarbeit. Die Ausrichtung an Ressourcen und Kompetenzen, Selbstbestimmung und Selbstorganisation ist hier augenscheinlich – jede Gärtnerin und jeder Gärtner bringt ihren biografischen Hintergrund und seine Erfahrungswelt mit und ist zugleich Teil eines größeren und neuen Zusammenhangs.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt liegt in der Vervielfältigung von Rollen: Geflüchtete werden als (Garten-)Experten und Expertinnen wahrgenommen, sie können die Rolle eines Gastgebers und einer Gastgeberin unabhängig von ihrer meist bescheidenen Unterkunfts- bzw. Wohnsituation einnehmen, sie bestimmen mit über Organisation und Kultur „ihres“ Gartens. Ein ganz entscheidender Gesichtspunkt ist deshalb darin zu sehen, dass damit einer Reduzierung von Menschen auf das Merkmal „Flucht“ entgegengewirkt wird und sich Begegnung jenseits von Rollen in Behörden, Kanzleien, Praxen oder der Konsumwelt ereignen kann.

Meist ziehen interkulturelle Gärten durch Berichterstattung, Besuche etc. öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Sie ermöglichen somit Geflüchteten ein Gesehenwerden als Menschen mit Kompetenzen einerseits und andererseits die Chance, sich in öffentlichen Situationen bis hin zu Lokalpolitik selbst zu erproben. Im besten Fall sind damit Erfahrungen von Selbstwirksamkeit durch Engagement sowie eine Konkretion demokratischer Prozesse verbunden.

Betrachtet man die Interkulturellen Gärten im Überblick fällt auf, dass vielerorts anschlussfähige Angebote bestehen, z.B. Backhäuser, Kochkurse oder die Herstellung weiterer Produkte wie Kalender u.a. Damit eröffnen sich über das direkte Wirkungsfeld des Gartens hinaus weitere Chancen der Mitwirkung und der Erschließung größerer Räume. Unter bestimmten Voraussetzungen kann sich hieraus im Einzelfall auch eine berufliche Anschlussfähigkeit ergeben.

Auf einer stadtplanerischen Meta-Ebene tragen Interkulturelle Gärten und ihre Gestaltenden bei zur Stadt(teil)entwicklung, zur regionalen und saisonalen Nahrungsmittelproduktion sowie zur Biodiversität in einer Region.

Im weitesten Sinn bildet der Interkulturelle Garten eine Art Soziale Plastik in Anlehnung an den Künstler Joseph Beuys und seiner These, dass jeder Mensch ein Künstler sei. Die dahinter stehende anthropologische Annahme, dass jeder Mensch plastizierend auf die Gesellschaft einwirken kann, ist dabei durchaus anschlussfähig an theologische Gehalte. Der Mensch als schöpferisches Wesen mit dem Auftrag, Welt zu gestalten sowie die Orientierung an Gaben und Talenten, die jedem Menschen zukommen, sind hierbei an erster Stelle zu benennen. Die biblisch-theologisch begründete Würde des Menschen bedeutet dann auch, gestalten und seine Fähigkeiten einbringen zu können. Die Ausweitung des Kunstbegriffs von Beuys auf Weltgestaltung entfaltet somit grundlegende politische Implikationen, insbesondere in der Frage des Zugangs zu Ressourcen und der Teilhabe.

B Offenes Café „Wohlfühlplätzle“

Das „Wohlfühlplätzle“ ist ein offenes Café- und Kreativangebot für Frauen und Mädchen ab der vierten Klasse. Es findet einmal wöchentlich im evangelischen Gemeindehaus statt. Unterschiedliche ergänzende Programmaktivitäten wie der Austausch zu aktuellen Themen oder kreative Angebote werden von den Besucherinnen mitgestaltet und mitverantwortet. Ein besonderes Angebot ist der „Nähmaschinenführerschein“ und die Erweiterung des Cafés um eine Nähwerkstatt. Ein Zugang zu sozialer Arbeit ist niedrigschwellig und jederzeit möglich.

Besonders bemerkenswert ist, wie das Thema Netzwerk und Netzwerken als ein Grundprinzip der Quartiersarbeit mehrere Ebenen des Projekts wie ein roter Faden durchzieht. Die erste Ebene betrifft die Initiatoren und Initiatorinnen des Projekts, das von einem Netzwerk von vier Kooperationspartnern getragen wird. Die zweite Ebene bezieht sich auf die Vielfalt der Gäste: Frauen und Mädchen mit und ohne Migrationsgeschichte, Kirchnahe und Kirchenferne, Menschen verschiedener Religionszugehörigkeit besuchen das Café und bringen sich aktiv ein. Als dritte und besonders eindrucksvolle Ebene ist die Erfahrung zu erwähnen, dass dieses Vielfalts-Arrangement Frauen und Mädchen bereits nach kurzer Zeit die Möglichkeit bietet, selbst neue Netzwerke für sich und ihre Familien zu erschließen. Dieser Aspekt ist besonders auch für die geflüchteten Frauen relevant, die mit der Flucht ihre unmittelbaren persönlichen familiären und freundschaftlichen Vernetzungen verloren haben.

Das Projekt verbindet in vorbildlicher Weise die räumliche Dimension „neighborhood“ (dt. Nachbarschaft) mit der sozialen Dimension „community“ (dt. Gemeinschaft). Folgt man der Gesellschaftsdiagnose des Gegenwartssoziologen Zygmunt Baumann, wonach die Angst vor einer Mischung die Angst vor den Fremden abgelöst hat, durchbricht das Projekt mit seinem gezielten Ansatz an den Interessen der Beteiligten die Barriere von Abgrenzungsentwicklungen und den von Baumann beschriebenen Rückzug ins Eigene. Tendenzen von Segregation und Isolation wird damit entgegengewirkt. Im Zusammensein und Zusammenwirken können die Frauen und Mädchen vielmehr mitten in ihrer Lebenswelt positiv konnotierte Erfahrungen mit Differenz machen und zugleich verbindende Elemente, die einem gemeinsamen Interesse entspringen, erleben und selbst schaffen. Die unmittelbaren Begegnungen, die auf der eigenen Entscheidung zur Teilnahme und der eigenen Wahl der Form der Beteiligung beruhen, bieten niedrigschwellig die Voraussetzung, alltagsbezogenen Stereotype und Vorurteile über „die Anderen“ zu hinterfragen und wechselseitig Anerkennung zu erfahren.

Auch im Hinblick auf die Rolle und die Möglichkeiten von Kirche und Kirchengemeinden in der Entwicklung von Quartieren und der Mitgestaltung des Sozialraums lohnt dieses Projekt einen besonderen Blick. Erwähnt wurde bereits die Vernetzung in der Trägerschaft, die für nicht wenige Kirchengemeinden ein neues Denken und Lernen bedeutet. Was hier noch im Projektrahmen geschieht, hat das Potential zu Partnerschaften als systematisch strategische Allianzen. Ziel und Sinn von Quartiersentwicklung im Sinne der Gemeinwohlorientierung macht es Kirche und Kirchengemeinden im Prinzip leicht, mit Akteuren und Organisationen derselben wertorientierten Interessenlage zu kooperieren und das klassische kirchliche Ehrenamt mit bürgerschaftlichem Engagement zu verknüpfen.

Eine besondere Ressource, die Kirche in die Quartiersentwicklung einbringen kann, sind ihre Gebäude. Vielerorts befinden sich diese in zentraler Lage und sind somit gut erreichbar. Das evangelische Gemeindezentrum als Ort des Projekts „Wohlfühlplätzle“ ist zumindest in Teilen zu einer Art Stadtteilzentrum geworden. Die Öffnung kirchlicher Räume für Projekte, die offen sind für Menschen anderer Religionen, wird dabei zum Ausdruck auch einer symbolischen Öffnung im Sinne der Bonhoeffer'schen Tradition der „Kirche für andere“. Gerade so ist das Gemeindehaus im besten Sinn „evangelisch“ – als offene Einladung an alle Menschen und damit gelebtes Zeugnis eines Gottes, dessen Zuwendung unterschiedslos allen Menschen gilt. „Ekklesia“ im wahren Sinn des Wortes ereignet sich dort, wo Kirche und Gemeinde sich herausgerufen hören „aus der Muschel ihrer selbst“, um eine bildhafte Formulierung des litauisch-französischen Philosophen Emmanuel Levinas zu verwenden.

Ein Gemeindehaus so zu gestalten, dass sich Menschen auch anderer Religionszugehörigkeit gerne dort einfinden, bedarf besonderer Achtsamkeit und religionssensibler Kompetenzen. Weder soll die christliche Prägung des Hauses unkenntlich werden, noch sollen die religiösen Überzeugungen von Menschen anderer Religionszugehörigkeit ohne Not überfordert werden. Wie auch im Gemeindehaus des „Wohlfühlplätzles“ haben sich hier zum Beispiel biblische Bilder und Szenen der Schöpfungsgeschichte oder gastfreundlicher Mahle bewährt. Über die äußere Gestaltung hinaus wird allerdings die Konsistenz von „Text“ und Praxis entscheidend sein: was als Einladung und Offenheit angekündigt wird, muss sich in Haltungen und Handlungen des praktischen Vollzugs wiederfinden lassen und erfahrbar werden.

Vergleichbares Potential wie das der Immobilien von Kirchengemeinden liegt auch bei diakonischen Einrichtungen und ihren Liegenschaften. Gebäude, Gärten und weitere Angebote wie Werkstätten etc. können ins Gemeinwesen hinein geöffnet werden. Inklusion kann dann zum Beispiel auch heißen: ein Mensch mit handicap bietet in der Einrichtung Töpferkurse an für alle Bewohnerinnen und Bewohner eines Quartiers. Als besonderes Modell der Öffnung soll hier noch skizzenhaft das Grandhotel Cosmopolis e.V. in Augsburg vorgestellt werden. Hier wurde ein leerstehendes Altenheim umgewandelt in ein Wohnhotel für Menschen mit und ohne Asyl. Ein Mittagstisch und ein Kursangebot gehören mit zum Programm. In den Worten der Initiatorinnen und Initiatoren auf der Homepage des Projekts ist das Haus eine „Verhandlungszone für die Anerkennung einer kosmopolitischen Wirklichkeit in unserer Gesellschaft.“

Im Anschluss an die Vorstellung der beiden Projekte sollen abschließend einige ausgewählte übergeordnete Themenhorizonte und weiterführende Fragestellungen diskutiert werden.

1. Quartier und Beteiligung

Am Beispiel geflüchteter Menschen lässt sich in besonderer Weise zeigen, wie die Wahl des Wohnorts und die Haltung zum Quartier von verschiedenen Faktoren bedingt werden. Zum einen sind Flüchtlinge durch Verteilungsschlüssel, das Wohnortzuweisungsgesetz und nachfolgend das Integrationsgesetz lange Zeit an ein nicht selbstgewähltes Quartier gebunden. Zum anderen gehören Geflüchtete zu den Gruppen, die am Wohnungsmarkt beträchtliche Benachteiligungen bis zu rassistisch motivierter Diskriminierung erfahren. Beide Hintergründe entwickeln erheblichen Einfluss auf die Haltung der Menschen, die sie „ihrem“ Quartier entgegen bringen sowie auf das Interesse und das Maß, sich dort einzubringen. Das Spektrum reicht hierbei

von „neuer Heimat“ bis zugewiesener Schlafstelle. Die im Zusammenhang von mehrheitlich von Menschen mit Flucht- und Migrationsgeschichte bewohnten Quartieren häufig bemühte Kritik an sogenannten Parallelgesellschaften ist deshalb selbst kritisch zu untersuchen. Gründe für eine Homogenisierung und Nationalisierung von Quartieren sind nicht eindimensional in einer den „Anderen“ zugeschriebenen bestimmten „Mentalität“ oder „Integrationsunwilligkeit“ zu suchen, sondern müssen multifaktoriell reflektiert werden und strukturelle Ursachen sowie Phänomene wie soziale Ungleichheit, Exklusion etc. berücksichtigen. Was oft nicht wahrgenommen wird, sind die erheblichen Starthilfe- und Integrationsleistungen für neu Ankommende, die in den meist homogenen „arrival zones“ gerade von Menschen mit Migrations- und Fluchtbiografie erbracht werden und die deshalb hier besondere Erwähnung finden sollen.

2. Quartier und (Sozial)politik

Die Stärke von Quartiersentwicklung liegt in ihrem Ansatz unmittelbarer Nachbarschaftlichkeit. Nach dem Vielfaltsbarometer der Robert Bosch Stiftung 2019 ist in Nachbarschaften die Bereitschaft am größten, sich mit Menschen auseinander zu setzen, die anders sind als „wir“. Quartiersentwicklung und bürgerschaftliches Engagement können damit jedoch Sozialpolitik und staatliches Handeln nicht ersetzen. Der Mikrokosmos eines Quartiers bildet soziale Fragen ab und kann diese politisch transportieren, jedoch nicht vollumfänglich lösen. Insbesondere Fragen sozialer Gerechtigkeit, sozioökonomische Ungleichheit und Zugangsmöglichkeiten zu Bildung und Ressourcen bedürfen Bearbeitungs- und Handlungsformen, die über das Quartier und den Sozialraum hinausgehen. Auch geben Politik und Medien sozusagen den Takt vor, mit dem eine Gesellschaft mit Vielfalt umgeht. Bestenfalls ergänzen sich also Politik und Quartiersentwicklung. Wie im vorigen Abschnitt am Beispiel der Flüchtlingspolitik gezeigt werden konnte, muss mit dem Wichern'schen scharfen Auge der Liebe in der aktuellen Praxis jedoch eine folgenschwere Diskrepanz zwischen dem Ansatz inklusiver Quartiersarbeit und einer sich verschärfenden Gesetzgebung und Verwaltungspraxis konstatiert werden.

3. Quartier nach unten und oben

Soll Quartiersentwicklung nicht lediglich eine diskriminierungsärmere Variante oder Ersatzvokabel für die bisherige Arbeit an stigmatisierenden sozialen Brennpunkten sein, müssen konsequent alle Quartiere in den Blick genommen werden. Dies betrifft dann auch die „nach oben“ homogenen Quartiere. Als Stichworte seien hierzu der zu beobachtende Rückzug in Gleichartigkeit, Elitenbildung sowie eine generelle Tendenz zur Versicherheitlichung von Räumen angemerkt. Der Baumann'schen These der „Angst vor der Mischung“ entspricht auf der empirischen Seite die allgemein belegte Erkenntnis, dass Diversität im Alltagsleben auch deren Akzeptanz fördert. Ebenso ist inzwischen aus der jüngeren Extremismusforschung bekannt, dass die Vorteile einer pluralen und demokratischen Gesellschaft im Alltagsleben der Menschen erfahrbar werden müssen. Die Ermöglichung von Begegnung, der Abbau von Intergruppenangst und im großen Stil die Transformation der Gesellschaft betreffen deshalb alle Menschen und alle Quartiere.

4. Quartier und Globalisierung/Digitalisierung

Die sinnlich erfahrbare Nachbarschaft im physisch-materiellen Raum wird auch im Zeitalter von Globalisierung und Digitalisierung ihren Sinn und ihre Bedeutung behal-

ten. Wenngleich ein Leben an mehreren Orten dieser Welt zugleich, vorrangig digital gepflegte Kommunikationen oder auch virtuelle Nachbarschaftsnetze nicht automatisch Ort- und Bindungsverluste bedeuten, leben Menschen als körperlich-sinnliche Wesen zuallererst in physischen Verortungen. Dort ereignet sich die wirkliche Angesichtigkeit des Anderen, auch wenn diese manches Mal als ungebetene Heimsuchung empfunden werden mag. Die Bildung „alternativer Narrative“ als Grundlage einer Neugestaltung der Gesellschaft wird gerade nicht in den Echokammern des Eigenen und Selben gelingen, sondern bedarf der konkreten Begegnung mit konkreten Anderen in der Alltagswelt. Die neuen Erzählungen, die für ein Zusammenleben in Vielfalt, Gleichberechtigung, Würde und Respekt werben und Menschenrechte stark machen, können dann freilich digital vielen zugänglich gemacht werden.

5. Quartier und Kirche

Das Engagement im Quartier bedeutet für Kirche und Diakonie Herausforderung und Chance zugleich. Beide liegen in der neuen Verortung in Netzwerken, die ihrerseits eine *conditio sine qua non* von Quartiersarbeit darstellen. Die Neuverortung im Netzwerk bedeutet dabei für Kirche und Diakonie die Erfordernis der Ausbildung eines neuen Selbstverständnisses. Dieses nimmt Abschied von einer Position im Sozialraum als privilegierte Statusinhaberin und institutionelle Platzhalterin. Dieser Wandel bedeutet letztlich den Umbau eines vertikalen in ein horizontales Selbstverständnis. In einem horizontalen Selbstverständnis als Teil der Lebenswelt liegt sodann auch die Chance der Quartiersarbeit. In Zeiten, die von einer generellen Skepsis gegenüber religiösen Institutionen und ihren Vertretern und Vertreterinnen geprägt ist, bietet die Mitarbeit in Netzwerken die Gelegenheit, dass Kirche bzw. kirchlich engagierte Personen, die von ihrer Umwelt teilweise selbst schon als „Fremde“ erlebt werden, auch mit kirchenfernen und religions-skeptischen Menschen in Kontakt kommen, sich selbst mitteilen und Solidarität erfahrbar machen können. Gerade das Engagement von Kirche und Diakonie im Kontext von Flüchtlingsinitiativen und -netzwerken hat dies in den letzten Jahren bestätigt. Die gesellschaftspolitische Rolle des Evangeliums und das gesellschaftsdiakonische Mandat von Kirche lassen Kirche hier als Brückenbauerin und Gestalterin von Vielfalt im Quartier erkennbar und erlebbar werden. Die Re-Formulierung von Kommunikationen, Re-Integration in Kommunikation, wortgegründete Tat und tatkräftiges Wort werden so in der Quartiersarbeit von Kirche und Diakonie zu einer spezifischen Form der Kommunikation des Evangeliums.

Diakonin Dr. Birgit Susanne Dinzinger, Diakonisches Werk Württemberg

Literatur

Baumann, Zygmunt (2008): Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges.mmbH
www.grandhotel-cosmopolis.org
www.bosch-stiftung.de

